J'accepte

Zum Tod des martinikanischen Autors Aimé Césaire

Eigentlich hätten wir ihn gerade jetzt gebraucht. Seine positive, nicht exklusive Selbstbehauptung im Anderssein der *négritude* war gegen das Dilemma zwischen blassem Universalhumanismus und blutrotem Krieg der Kulturen gefeit. Dabei war seine Position selbst stets in Bewegung über fast ein Jahrhundert hinweg. Es starb eine der letzten intellektuellen Figuren, die alle Epochen, von den alten Kolonialimperien über die Unabhängigkeitsbewegungen auf den Klippen Nord-Süd, Ost-West, die dann von neuen Lokalpotentaten konfiszierte Freiheit und die Ideologiekämpfe der „Dritten Welt" bis hin zum zeitgenössischen Postulat der Kulturenvielfalt und dem sich regenden Neokolonialismus, wachsam durchlebte. Und die dabei ein Stück Weltliteratur schuf mit dem Gedicht „Zurück ins Land der Geburt" (1939). André Breton bezeichnete diesen Text, der heute als „Notizen von einer Rückkehr in die Heimat" auf Deutsch bei Matthes & Seitz vorliegt, in seinem Vorwort 1943 als eines der größten poetischen Monumente unserer Zeit, „schön wie das Entstehen von Sauerstoff".

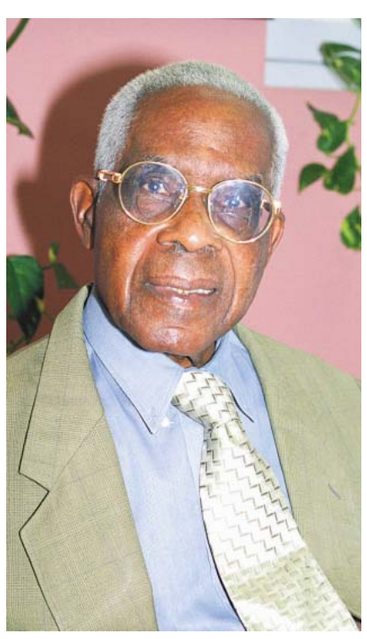
Dem Surrealismus gegenüber blieb Aimé Césaire distanziert, der Surrealistenführer erkannte in ihm aber einen Geistesverwandten im Schnittpunkt zwischen höchsten poetischen Ansprüchen und scharfem politischem Engagement. Breton hatte den Dichter auf seinem Weg nach New York 1941 in Fort-de-France auf Martinique kennengelernt. Dort war Aimé Césaire 1913 in einfachen Verhältnissen geboren und dann zu einem Zögling des republikanischen Bildungssystems Frankreichs geworden. Achtzehnjährig mit einem Förderstipendium ins Pariser Elitegymnasium Louis-le-Grand gekommen, wurde er mit dem senegalesischen Mitstudenten Léopold Sedar Senghor bekannt, mit dem zusammen er die Schriften des deutschen Ethnologen Leo Frobenius las und die Studentengruppe „l'Étudiant noir" gründete. In der mit René Ménil geschaffenen Zeitschrift „Tropiques" publizierte Césaire seine ersten Texte. Nach dem Staatsexamen kehrte er als Gymnasiallehrer nach Martinique zurück und wurde 1945 Bürgermeister und Parlamentsabgeordneter von Fort-de-France: ein Amt, das er ein halbes Jahrhundert lang innehatte.

Die „Notizen von einer Rückkehr in die Heimat", die im Mai auf Deutsch erscheinen, waren von der Frobenius-Lektüre sichtlich beeinflusst, das Startzeichen für eine auf ihren Eigenwert sich besinnende Kultur. Von den Selbstzweifeln der doppelt entwurzelten Völker in der Karibik – nicht Schwarzafrikaner, nicht amerikanische Weiße, sondern: Bastarde – schwillt in diesem Buch der Gesang symphonisch an zu einem triumphierenden „J'accepte". Aufrecht, so heißt es im Gedicht, steht das „Negervolk mit den Gerüchen von gebratenen Zwiebeln und erkennt in seinem vergossenen Blut den bitteren Geschmack der Freiheit".

Schon die Nachfolgegeneration hielt dieser Emphase der *négritude* eher den Standpunkt einer universalen Menschengeschichte mit unterschiedlichen Kulturen entgegen. Die Bedeutung Aimé Césaires blieb aber unbestritten. Die Qualität seiner Dichtung war so offensichtlich wie die Schärfe seines politischen Denkens. Seine Schrift „Diskurs über den Kolonialismus" 1950 war ein magistraler Angriff auf den formalen, abstrakten und kalten Humanismus des Westens. Die Kommunistische Partei, der er damals noch angehörte, verließ der Autor sechs Jahre später. Sein Interesse galt in historischen Schriften, politischen Aufsätzen und Theaterstücken stets den komplexen Figuren des Freiheitskampfes. Das Buch über den haitianischen Revolutionsführer Toussaint Louverture war eine Untersuchung über den kolonialen Aspekt der Französischen Revolution. Die 1964 in Salzburg uraufgeführte „Tragödie des Königs Christoph", die mittlerweile zum Repertoire der Comédie-Française gehört, zeigt in wilden, manchmal an Alfred Jarrys „Ubu" erinnernden Tönen einen unbändigen legendären Herrscher Haitis, der vieles aufbaut und noch mehr verdirbt.

Die heutigen Schriftsteller der französischsprachigen Karibik, Patrick Chamoiseau oder Raphaël Confiant, halten ihrem großen Ahnen manchmal vor, zwischen dem Herkunftsmythos Afrika und der Kultursprache Französisch den kreolischen Aspekt seines Landes vernachlässigt oder gar verleugnet zu haben. Sosehr Césaire sich politisch aber für die Autonomie seiner Insel – nie für die Unabhängigkeit – einsetzte, so bescheiden blieb die regionalistische Komponente in seinem kulturellen Koordinatensystem. Das Kreolische war für ihn eine beachtliche Alltagskultur, lag aber nicht im Horizont von Weltkultur. Das ambivalente Verhältnis der Schwarzen in der Karibik gegenüber Afrika, fand Césaire, wäre eine Psychoanalyse wert. Zahlreich waren die Politiker und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, zuletzt der Präsidentschaftswahlkämpfer Sarkozy im letzten Jahr, die dem Weisen von Fort-de-France einen Besuch abstatteten.

Seitdem der Vierundneunzigjährige Mitte der vergangenen Woche in Fort-de-France ins Krankenhaus eingeliefert wurde, lebte die ganze Insel Martinique im Rhythmus der Arztbulletins. Und als sein Gesundheitszustand sich verschlimmerte, fieberte ganz Frankreich. Gestern ist Aimé Césaire gestorben. Nun hat die Welt einen großen Dichter weniger. Dessen Wandlung vom Rebellen zum Meister gelang, weil der eine von Anfang an im anderen steckte. JOSEPH HANIMANN



Der Schriftsteller und Politiker Aimé Césaire Foto Opale

Ich und meine Poetik

Die jungen Lyriker kreisen in Berlin um sich selbst

Die beste Figur an diesem Abend machte die Autorin, die eigentlich mit dem Thema nichts anfangen konnte. Als Ulrike Almut Sandig endlich Gedichte vorlesen durfte, hatte sie das Publikum in ihrem Bann. Während ihr Gegenspieler Steffen Popp sich als Lebenskünstler mit Wortkompetenz inszeniert, unterhält sie eine Standleitung zur Sprache. Dichten sei wie eine zufällige Nummer zu wählen: „Ich vermische mich mit dem Rauschen am anderen Ende der Leitung. Das ist wie Totsein." Orphische Klänge sind in der Lyrik nicht länger verpönt, seit deutsche Popgruppen ungeniert Gefühle enteisen und aus Dichterzirkeln routinierte Performance-Agenturen geworden sind.

Obwohl das Podiumsgespräch in der Berliner „Literaturwerkstatt" dem „Diskurs über Poesie" gewidmet war, wurde hier keineswegs ein skurriles Nischenmedium entzaubert, sondern die Dichterexistenz mit Glamour aufgeladen. Für Steffen Popp ist das Schreiben „eine Art Rausch, sehr geil. Vielleicht findet man die Gedichte nachher nicht so toll. Aber ich bin kein Masochist." Bewusst salopp sprach der Philosophiestudent vom „Aufpeppen durch Bilder", aber auch von „hoch dosierter Sprache", die dem Leser „eine Art Vergiftung" zufügt. Zum Dichten sei er durch zwei Dinge gekommen, eine Rilke-Biographie und seinen Computer. Ihm gefiel der Lebensstil des orphischen Sängers, und weil er weder singen noch malen konnte, habe er auf seinem Rechner zu texten angefangen. Das Leben als Gesamtkunstwerk hatten alle auf dem Podium im Auge. Wenn das Dichten für Sandig ein „komischer Kraftakt" ist, so doch mit dem Ziel, Rhythmus und Atmung eins werden zu lassen. Nüchternere Töne schlug nur der Leonce-und-Lena-Preisträger Ron Winkler an: „Man kommt in das Lustvolle, wenn man sich hineinmüht. Da bin ich oft, vor der Lust. Man schreibt dann trotzdem weiter."

Zur dichterischen Selbstreflexion hatte zuerst die Zeitschrift „Bella Triste" aufgerufen. Der Herausgeber Martin Kordic erzählte von einem Abend mit „Tatort" und Spaghetti, an dem jemand Hilde Domins „Doppelinterpretationen" aus dem Regal zog, einen Band, der Gedichtlektüren von Literaturwissenschaftlern und Lyrikern gegenüberstellt. Der Fund eröffnete ganz neue Möglichkeiten. Das „Bella Triste"-Heft, in dem sich Lyriker in wechselseitigen Deutungen versuchten, musste gleich zweimal nachgedruckt werden. Seither hat man in der deutschen Lyriklandschaft das nichtwissenschaftliche, poetische Darüberreden kultiviert.

Als neue Lieblingstermini kursieren „Poetik" und „Poetologie". Kein Dichter ist mehr vollständig, wenn er keine hat. „Es bringt mir nichts, anderer Poetiken zu lesen", sagte Sandig. „Man kriegt unheimlich viel mit", beharrte Popp, „wenn man bei Elke Erb liest, dass das Gedicht beim Staubsaugen entstanden ist." Über eines waren sich alle einig: Ein Prosaautor hat keine Zeit für Poetik: „Du musst dich um deine Figuren kümmern", sagte Popp, „diese langen Bögen: Stifter, ‚Witiko', das bekomme ich nicht hin." Sandig machte in ihrem Gedicht „Streumen" aus dem sächsischen Ort gleichen Namens eine ziellose Tätigkeit – und ein Plädoyer für sehr viel freie Zeit für Dichter. INGEBORG HARMS

Bitte treten Sie zurück für eine basisdemokratische Darbietung: Am 27. Juni 1968 wird das Rektorat der Freien Universität Berlin von Studenten besetzt. Die Polizei sorgt dafür, dass der Klamauk in Ruhe über die Bühne geht. Foto Michael Ruetz

Die Kampfjahre des Nierensteins

Die Berliner Akademie der Künste feiert den vierzigsten Jahrestag von 1968 mit einem Veranstaltungsreigen. Sein Höhepunkt ist eine Ausstellung mit Fotos von Michael Ruetz.

Am Ende gibt es nur wahre oder falsche Bilder einer Zeit. Die Fotografien von Michael Ruetz zeigen das wahre Bild der Zeit um 1968, weil sie sich mit dem Abbild der Ereignisse nicht zufriedengeben. Da ist etwa die Wiese auf dem Campus der Freien Universität Berlin, auf der am 3. Juni 1967 eine studentische Protestversammlung abgehalten wird. Es geht um die Ermordung Benno Ohnesorgs am Tag zuvor: „heute Ohnesorg, morgen wir" liest man auf einem Pappschild in der Menge. Die Studenten, unter ihnen Reinhard Lettau, füllen den Bildausschnitt. Am Mikrofon steht Rudi Dutschke. Gerade wird abgestimmt; Arme, Hände recken sich empor. Es ist das perfekte Zeitungsfoto.

Ruetz aber wartet, bis die Versammlung sich aufgelöst hat, und nimmt dann die Wiese noch einmal auf. Jetzt ist sie ein zertretenes Stück Grün wie aus Antonionis „Blow up", ein weites Feld der Leere und der Phantasie. Die Perspektive hat sich verschoben, der Rasen beherrscht das Bild. Am oberen Rand, ganz links, erkennt man zwei übrig gebliebene Protestplakate, dahinter, schon sehr fern, den Weg aus dem Stadtpark ins Freie. Er verliert sich zwischen Bänken, Bäumen, Gebüsch.

Bei Ruetz ist Achtundsechzig schon Geschichte, während es geschieht. Um den Kopf Dutschkes, den er bei einer Rede im Audimax der FU fotografiert, legt er einen Lichtkranz, die Aureole des Märtyrers. Die Gründungsversammlung der „Kritischen Universität" sieht wie ein lebendes Denkmal aus, eine Statuengruppe aus gestikulierenden schwarzweißen Figuren. In einem zertrümmerten Treppenhaus steht „SDS" auf einer Wand, darunter ein Pfeil; er weist ins Nichts. In den siebziger Jahren wird Ruetz Paraden und Alltagsszenen in der DDR aufnehmen, die Nelkenrevolution in Portugal, den Guerrillakrieg in Mittelamerika, aber nie wirkt sein Blick gespannter und zugleich kälter als in den Bildkommentaren zur Studentenbewegung. Im Berliner Arbeiterviertel Wedding fotografiert Ruetz die Gaffer vor der Kneipe „Hochschul Bräu"; fast alle schauen den Demonstranten zu, nur der kleine Junge im Tretauto wendet sich ab, er fährt in eine Zukunft ohne Marxismus und Proletariat. Als die Tumulte im Herbst 1968 abflauen, fährt Ruetz nach Auschwitz, Treblinka und Groß Rosen und richtet sein Objektiv auf die Spuren der Lager. Die Krähen über den Barackentrümmern, die Totenvögel der Vergangenheit sind sein Epilog auf den deutschen Frühling der Anarchie.

Michael Ruetz' Fotos sind der frühe Höhepunkt der Veranstaltungs- und Ausstellungsreihe, mit der die Berliner Akademie der Künste der Ereignisse vor vierzig Jahren gedenkt. Sie bilden den Grundton zu den Diskussionen, Filmvorführungen und Gastauftritten, bei denen auch das legendäre „Living Theatre" wieder einmal zu sehen und die Regisseurin Jutta Brückner eine Videoinstallation über Magda Goebbels und Ulrike Meinhof einrichten wird: einen Grundton nicht der Nostalgie, sondern der Vergeblichkeit. Es ist nicht viel übrig von damals, auch wenn sehr viele übrig sind; fremder fast als das Kriegsende wirkt dieses Ende der Nachkriegszeit. Damals gab es, wie man in einem mit Preziosen aus der Druckschriftensammlung des Akademiedirektors Klaus Staeck bestückten Vorraum sehen kann, in Heidelberg ein „sozialistisches Patientenkollektiv", das seine Mitglieder aufforderte, ihre Krankheit als Waffe zu begreifen: Der Nierenstein des Arbeiters müsse zum Wurfgeschoss gegen die Ausbeuter werden. Andere Kollektive widmeten sich der Brutpflege: „Der Sozialist darf vor der Kinderseele nicht haltmachen!" Eine Landserheft-Parodie namens „Linkeck" zeigt den Kommunarden Langhans mit Stahlhelm; eine Broschüre entlarvt den Zeichner Staeck als Kapitalistenknecht. Man blickt mit pietätvollem Schaudern auf dieses Gruselkabinett, das einer Groteske aus dem Nachlass von Heiner Müller zu entstammen scheint. Vielleicht haben doch nicht Götz Aly, Reinhard Mohr und Markus Imhoof, sondern die Zombiefilme des Horror-Meisters George A. Romero die wahre Geschichte von Achtundsechzig erzählt.

Um diese Geschichte mühte sich auch das „Akademiegespräch" zum Thema, bei dem am Mittwochabend die Schriftsteller Tanja Dückers und Johano Strasser, die Filmregisseurin Helke Sander, der Journalist Matthias Greffrath und der ehemalige Regierende Bürgermeister Klaus Schütz in Begleitung des Hausherrn Staeck mit aller Kraft versuchten, nicht aneinander vorbeizureden. Das gelang nicht; Schütz gab freimütig zu, seine Generation habe die Achtundsechziger nicht verstanden, und die Achtundsechziger auf dem Podium wollten alle nicht richtig oder nur aus kritischer Distanz dabei gewesen sein. Ein sprechendes Detail aus dem Jubiläumsjahr steuerte Helke Sander bei: Die meisten SDS-Führer, die sie damals gekannt habe, hätten noch Wäschepakete an ihre Mütter geschickt. Den Typus gibt es auch heute; nur studiert er inzwischen Informatik oder Journalismus. Und vielleicht fehlt ihm ein wenig der Furor, den man in den Gesichtern liest, die Michael Ruetz fotografiert hat. Wenn man diese Bilder sieht, denkt man an ein Lied, das Marlene Dietrich vor langer Zeit gesungen hat: „Und die Welt war jung". ANDREAS KILB

Michael Ruetz: „1968. Die unbequeme Zeit". Akademie der Künste, bis 27. Juli. Ein Begleitband ist im Steidl Verlag erschienen und kostet 40 Euro.

Niobe im Doppelpack

Die Schwetzinger Festspiele 2008

Eine zeitgenössische und eine neu zu entdeckende „alte" Oper bilden jährlich einen Schwerpunkt der Schwetzinger Festspiele, die vom 25. April bis zum 10. Juni stattfinden. In diesem Jahr stehen die beiden ausgewählten Opern in einem besonderen Bezug zueinander und werden an einem Doppelabend präsentiert. „Niobe, Regina di Tebe", heißt eine 1688 uraufgeführte Oper von Agostino Steffani, in der der Komponist alle Register barocker Bühnenkunst zieht. Auch die 300 Jahre nach Steffani geborene Adriana Hölszky bearbeitet den Mythos der Königin von Theben. In ihrer A-cappella-Komposition „Niobe II", die in Schwetzingen uraufgeführt wird, überträgt sie kompositorische Merkmale des Barocks in eine heutige Form. Weitere Schwerpunkte der Festspiele liegen auf dem zeitgenössischen Komponisten Helmut Lachenmann sowie auf Haydn und seiner Vorbildfunktion für die „Tschechische Schule" um Smetana, Dvořák und Janáček. Zudem hat die Festivalleitung mehrere Quartette aus Amerika eingeladen. amue

Im Frieden

Jan Philipp Reemtsma diskutiert über Gewalt

Irgendwann wurde es dem Hausherrn zu bunt. Spätnachts schmiss er die Eindringlinge hinaus: Mit Schnapsflaschen von der Tankstelle waren einige Sechzehn-, Siebzehnjährige uneingeladen zur Party seines Sohnes aufgetaucht, hatten sich entsprechend aufgeführt und schließlich auch ein paar Möbel zerstört. „Unangenehm freudlos" erschien den Eltern diese Feierei im ansonsten eher gesitteten Hamburg-Blankenese. Die Ehefrau und Mutter diagnostizierte kurz und bündig angesichts halbwüchsiger Rohheit: „Die brauchen einen Krieg."

Mit diesem eigenen Feldforschungserlebnis wollte Jan Philipp Reemtsma jetzt in Potsdam illustrieren, wie einen plötzlich auch heute reaktionäre Gedanken über die pädagogische Wirkung des Krieges befallen können. Gewalt gibt es in der Anekdote strenggenommen gleich dreifach: jugendliche Rowdys, den die Ordnung wiederherstellenden Reemtsma sowie in der Metaebene seiner Frau. Reemtsmas hochgelobte Studie „Vertrauen und Gewalt" handelt von diversen Gewaltformen und von jenem großen Rätsel, warum der Firnis der Zivilisation in der Moderne immer noch so dünn ist. Im überfüllten Potsdamer Einsteinforum kreuzte der Literaturwissenschaftler und Leiter des Hamburger Instituts für Sozialforschung die Klingen mit den Soziologen Helmut Dubiel (Gießen) und Trutz von Trotha (Siegen) sowie dem Berliner Politikwissenschaftler Herfried Münkler.

Zu den gegenwärtig irritierendsten Gewalterfahrungen gehört die grassierende Rede über Gewalt, ob in Wissenschaft, Medien oder Politik. Dabei leben wir, worauf Reemtsma hinwies, in historisch beispielloser Friedlichkeit: Unsere selbstverständlich Degen tragenden Ahnen sahen hingegen täglich die Leichen an den Galgen und in Folterkäfigen, haben natürlich ihre Kinder und Frauen geprügelt und bei einer Wirtshausschlägerei niemals die Polizei gerufen. Es ist die Gewöhnung an die friedliche Normalität der Gesellschaft, die uns erst so viel empfindlicher macht für die unfriedlichen Regelbrüche, für blutige Fernsehbilder oder Springmesser auf Schulhöfen. Wenn Gewalt üblicher wäre, so steht zu vermuten, würde das intellektuelle Interesse an Gewalt drastisch abnehmen.

Dennoch prägt jener düstere Dreiklang des zwanzigsten Jahrhunderts – Auschwitz–GuLAG–Hiroshima –, wonach Vertrauen in Gewaltarmut urplötzlich in Vertrauen in Gewalt umschlagen könne, so Reemtsma. Gedenkrituale an einstige Grausamkeiten seien dabei häufig Strategien der Gewaltverleugnung, wodurch der Eindruck entstünde, als ginge uns Gewalt nichts mehr an. Er plädierte für eine illusionslose Haltung aus Angst und Selbstbewusstsein, die das Wissen um die mühsam eingehegte, immer mögliche Gewalt einbeziehe.

Gewaltfrei verlief die Diskussion auf dem Podium. Auch hier herrschte offenbar jene „reziproke Polarität", die Herfried Münkler als vertrauenstiftendes Regulationssystem unter gewaltfähigen Gegnern benannte: Achtung, was du mir antun kannst, vermag auch ich dir anzutun. Kenntnisreich parlierte man über Achilles' Schändung des Hector, über mittelalterliche Ritterehre und Waffentechnik sowie über den wechselseitig als teuflisch empfundenen Umgang der Azteken und Spanier mit getöteten Gegnern (verspeisen versus verwesen lassen). Man disputierte über Shakespeare als Übergangsfigur zwischen Machiavelli und Hobbes, Thomas Jeffersons mit Blut zu begießenden Freiheitsbaum und Stalins Mordlust. Doch wohin führt das alles? So fragte Helmut Dubiel und monierte leise Reemtsmas an Carl Schmitt und Walter Benjamin geschulte einseitige Konzentration auf extreme Gewaltphänomene, die graduelle Formen außer Acht ließe. Trutz von Trotha wollte lieber Realitätssinn anstelle der diffusen Kategorien Angst und Selbstbewusstsein verwenden und betonte die Institutionen als Gewalthemmer. Zu Regelbrüchen kam es unter den vier intellektuellen Imperien nicht; hingegen wurde raumfremden Mächten im fragenstellenden Publikum schon mal unfriedlich der Gang zum Psychiater angeraten.

Sind päpstliche Entschuldigungen oder die abnehmende Neigung von Eltern, ihre Söhne zum Militär zu schicken, tröstliche Zeichen für eine Remoralisierung der Welt, wie Dubiel hoffte? Kann man die moralischen Begriffe mit Reemtsma neu besetzen, mit der schwarzseherischen „heiligen Kuh" Michel Foucault aufräumen und Vertrauen in die Moderne stiften, wie Gastgeberin Susan Neiman schwärmte? Auch künftig dürfte ab und an jene von Reemstma erwähnte Leiche auf dem Marktplatz von Palermo liegen und der friedlichen Umwelt eine Botschaft zukommen lassen.

„Vertrauen und Gewalt" wird man mit einem anderen Buch des Autors zusammen lesen müssen: „Im Keller" heißt jenes von Erfahrung zehrende Stück „Parasitenliteratur" (Reemtsma), in dem er als Entführungsopfer über seine Geiselhaft berichtete. Gerade einmal zwölf Jahre ist Jan Philipp Reemtsmas urplötzliches Gewalterlebnis her. ALEXANDER CAMMANN